

Andreas Kossert

KALTE HEIMAT

Auszug

»Die Polacken kommen«

Deutsche Vertriebene nach 1945

Traumatisierung und Schmerz

Im Grunde waren nach dem Krieg alle Deutschen auf der Flucht vor dem, was gestern noch gegolten und die meisten begeistert hatte. Sie waren Deklassierte, moralisch geächtet von den Siegern. Indem sie sich auf Arbeit und Leistung konzentrierten, dachten sie weniger an die Vergangenheit und mehr an die Zukunft. Viel schneller, als man hätte erwarten können, schritt der Wiederaufbau voran. Damit verbunden war die Entlastung von drängenden Fragen und die Aussicht auf ein neues Selbstwertgefühl.

»Inmitten der Ruinen schreiben die Deutschen einander Ansichtskarten von den Kirchen und Marktplätzen, den öffentlichen Gebäuden und Brücken, die es gar nicht mehr gibt. Und die Gleichgültigkeit, mit der sie sich durch die Trümmer bewegen, findet ihre genaue Entsprechung darin, daß niemand um die Toten trauert; sie spiegelt sich in der Apathie wider, mit der sie auf das Schicksal der Flüchtlinge in ihrer Mitte reagieren. Dieser allgemeine Gefühlsangel, auf jeden Fall aber die offensichtliche Herzlosigkeit, die manchmal mit billiger Rührseligkeit kaschiert wird, ist jedoch nur das auffälligste äußerliche Symptom einer tief verwurzelten, hartnäckigen und gelegentlich brutalen Weigerung, sich dem tatsächlich Geschehenen zu stellen und sich damit abzufinden.«

Das sind Eindrücke, die Hannah Arendt während einer Rundreise durch das zerstörte Deutschland fünf Jahre nach Kriegsende sammelte. Gefühlsangel und Verdrängung waren Begleiterscheinungen des Wiederaufbaus, Schmerz und Trauer störten in der heilen Welt des Wirtschaftswunders. Der Freiburger Psychoanalytiker und Schriftsteller Tilmann Moser mutmaßt, dass das Kurwesen, das in Westdeutschland so weit verbreitet ist wie sonst nirgendwo, ein stillschweigendes Angebot ist an diejenigen, die noch immer an den Kriegsfolgen leiden. Die im Ausland weitgehend unbekanntete Diagnose »Vegetative Dystonie« reichte den Krankenkassen in den 1960er und 1970er Jahren für die Bewilligung einer Kur.

Flucht und Vertreibung, dieses Schicksal traf vor allem Frauen und Kinder. Sie haben die damit verbundenen sozialen und kulturellen Spannungen aushalten müssen und besonders zu spüren bekommen, was Fremdsein bedeutet. Die Welt, in der sie sich auskannten, gab es nicht mehr, von dort hatte man sie vertrieben. Sie waren ganz auf sich allein gestellt, abgeschnitten von den gewachsenen familiären und nachbarschaftlichen Verbindungen. Da die Männer

abwesend waren, trugen die Frauen die Verantwortung für die Familie, und sie setzten alles daran, diese während Flucht und Vertreibung zusammenzuhalten und zu schützen. Sie waren abhängig vom Wohlwollen und vom Mitleid fremder Menschen, sie mußten vor Bürgermeisterern auftreten, verhandeln und Entscheidungen treffen, das erforderte Durchsetzungskraft und Ausdauer. Bisher hatte man dergleichen nicht von ihnen verlangt, doch nun veränderte sich die Rolle der Frau in der Familie entscheidend.

Elisabeth Pfeil hat sich schon 1948 in der Studie »Der Flüchtling. Gestalt einer Zeitenwende« mit den langfristigen Auswirkungen der Vertreibung befaßt. Pfeils Untersuchung war eine der ersten zu diesem Thema und lange Zeit die am häufigsten zitierte. Die Vertreibung der Deutschen, schrieb die Soziologin, sei ein Geschehen, das alle Deutschen betreffe, nicht nur die Vertriebenen. Nicht nur Güter und Menschen seien in Bewegung geraten, sondern auch Vorstellungen und Werte. Alles, was einem Leben Halt gibt, gehe bei der Vertreibung verloren, und es setze ein Prozess der Entbürgerlichung ein. Zunächst, so die Soziologin, stellen sich infolge der radikalen Veränderung Wahrnehmungsprobleme ein, Selbsteinschätzung und Fremdeinschätzung bieten keine verlässliche Orientierung mehr: »Die selbstverständliche Einordnung in die mitmenschliche Welt fehlt. Damit ist auch die soziale Einbettung weggefallen, und es zeigt sich, welcher Stützen der Mensch damit beraubt ist. Ohne die hegende Umwelt der Heimatgemeinschaften ist der Mensch auf sich verwiesen: Alle Einschätzungen, sowohl die Selbstachtung wie die Beurteilung anderer und die Bewertung der Lagen des täglichen Lebens sollen aus ihm selber kommen. Dazu erweist sich ein Teil der Menschen nicht in der Lage, und auch daraus erwächst dem Ostflüchtling, wie jedem Entwurzelten, Lebensunsicherheit.« Wie soll er sich in der fremden Welt, in die er gestellt ist, verhalten, wie kann er sich behaupten? »Wo ist die Grenze zwischen Bewahrung und Erstarrung? Wo die Grenze zwischen Anpassung und Erliegen? Das Sichgehenlassen in der Lage des Flüchtlings ist ebenso wenig eine Bewältigung wie das Tragen der alten starren Rüstung. Alles Gehenlassen ist keine Anpassung, sondern ein Erliegen. Es bringt höchstens für den Augenblick eine Erleichterung. Der Flüchtling spürt es wohl, und er ringt darum, das Niveau zu halten.«

Schon die ganz kleinen Kinder lernen, daß mit ihnen und ihrer Familie etwas anders ist, aber was genau das ist, wissen sie nicht: »Wir waren doch Flüchtlinge, hieß es immer, und es klang in meinen Ohren, als handelte es sich dabei um eine besondere Kategorie von Menschen. (...) Als ich ein ganz kleines Mädchen war, war ich überzeugt, dass man bereits als Flüchtling zur Welt kommt.«

Was die Kinder erleben sind Eltern, denen der Krieg die Zuversicht geraubt hat, daß die Welt ein sicherer Ort ist. Überanpassung sowie ein permanentes Gefühl des Bedrohtseins sind die Folge. Der Stuttgarter Ernst Klett Verlag hat 1952 vier Bändchen mit Kriegsschicksalen von Kindern herausgegeben. Sie enthalten Ratschläge zur Kindererziehung und beschreiben die häufig ganz unscheinbaren Spuren der Gewalt. Den Erwachsenen wird nahegebracht, was während der Flucht in den Köpfen der Kinder vorging: »Auf dem Treck ist es

zuerst ganz lustig, jedenfalls ungeheuer interessant. Die Kinder sehen sich mit großen Augen um. Als aber die Dämmerung kommt, wird es ihnen unheimlich! (...) sie sind verzweifelt wie aus dem Nest gefallene Vögel, überwältigt von dem Unbekannten.« Schnell lernen sie, dass für ihre Bedürfnisse kein Platz mehr ist. Es geht ums nackte Überleben. Sie bemühen sich, Fehler zu vermeiden und Erwartungen zu erfüllen, oft ihr Leben lang.

In dem Roman *Menschenflug* erzählt Hans-Ulrich Treichel von der Verwirrung eines nachgeborenen Vertriebenenkindes: »Es waren während seiner Kindheit immer mal wieder Freunde, Nachbarn, Bekannte oder auch Verwandte seiner Eltern aus dem Osten aufgetaucht, die ein seltsames Deutsch sprachen, altmodisch gekleidet waren und über Dinge redeten, von denen er keine Ahnung hatte. Der Osten und alles, was damit zusammenhing, waren ihm als Kind und Jugendlichen vollkommen unverständlich geblieben, den topographischen und historischen Wirrwarr, als der sich die Gespräche der Erwachsenen über Schlesien, Ostpreußen und Pommern, über Breslau, Königsberg und Lodz, über Masuren und Siebenbürgen, über Aussiedlungen und Umsiedlungen, Fluchten und Vertreibungen vor, während und nach dem Ersten Weltkrieg sowie vor, während und nach dem Zweiten Weltkrieg für ihn darstellten, hätte er nie entwirren können.«

Petra Reski, geboren 1958 im Ruhrgebiet, hat in *Ein Land so weit* die Flucht, die sie nicht miterlebt hat, die aber ihre Kindheit prägte, literarisch verarbeitet: »Meine Freundin Ingrid hatte einen Dachboden, auf dem Möbel von drei Generationen standen. Ich hatte die Geschichte von der Flucht. Als ich zum ersten mal auf dem Dachboden meiner Freundin Ingrid stand, war ich schockiert. Es war ein riesiger Bauch, der über Jahrzehnte mit Möbeln voll gestopft worden war. Noch nie hatte ich so viele alte Möbel gesehen. Anrichten, Schränkchen, Stühle stapelten sich in ihm, von Zeit zu Zeit holte sich Ingrid eine Kommode, ein Tischchen mit geschwungenen Füßchen in ihr Zimmer, strich es weiß an und erwähnte beiläufig, dass es ihrer Urgroßmutter gehört hatte. In meiner Familie gab es nicht mal einen Lampenschirm, der älter war als ich. Hatten sie am Ende alles weggeworfen? Wussten sie alte Möbel einfach nicht zu schätzen? Irgendetwas musste sich doch auch bei uns noch finden. Wenigstens ein kleines Tischchen. Irgendwo. Vielleicht mussten sie einfach nur mal richtig nachsehen, auf dem Dachboden und im Keller. Meine Mutter blickte mich an, als sei ich schwer von Begriff. Und wiederholte den Satz, den ich schon so gut kannte: Wir haben doch alles auf der Flucht verloren. (...) Die Flucht, die Flucht, immer die Flucht. Die Geschichte von der Flucht wurde jedes Mal erzählt, wenn zwei Erwachsene zusammenkamen. Sie begann mit ALS DER RUSSE KAM und endete damit, dass geweint wurde. «

Bis in die dritte Generation hinein wirkte sich das Geschehen aus, egal ob darüber geschwiegen oder gesprochen wurde. Die Vertreibung hat im Leben der Familien alles verändert und prägte den Familienalltag, je nachdem, wieviel Bedeutung die Geschichten von der alten Heimat und der Flucht hatten. Außerhalb der Familie tauchte dieses Thema dagegen kaum auf.

Kinder von Vertriebenen werden beim Tod der Eltern oft noch einmal mit der Katastrophe der Vertreibung konfrontiert. So erging es auch dem Journalisten Martin Tschechne: »Es war nicht viel, was meine Mutter an persönlichen Dingen hinterließ, als sie vor sechs Jahren starb. Kleider, Briefe, ein paar Schmuckstücke – und die ausgeblichene Kopie eines Handzettels aus dem Frühjahr 1945. Alle deutschen Bewohner des Ortes, so stand darauf zu lesen, erst auf Tschechisch, dann auf Deutsch, sollten sich mit je einem Gepäckstück auf dem Marktplatz einfinden. Die Häuser seien sauber zu hinterlassen, die Betten frisch zu beziehen. Für die neuen Bewohner. Meine Mutter wurde vertrieben. Über den Verlust ihrer Heimat im Sudetenland ist sie nie hinweggekommen. Es war, ich übertreibe nicht, ein Schmerz, der sie für den Rest ihres Lebens an keinem Tag losließ. Und ich wundere mich eigentlich, dass sie meinem Bruder und mir so selten davon erzählt hat. Wir haben aber auch selten danach gefragt. Weil es uns nicht interessiert hat? Weil es zu bitter war? Oder wollten wir Rücksicht nehmen, ihre Gefühle nicht aufwühlen? Ach, da kommt vieles zusammen.«

Ruhe- und Rastlosigkeit, Trauer, der Verlust von geliebten und vertrauten Menschen, von Besitz und Heimat, sozialer Abstieg und Ausgrenzung, das alles zehrte an den Menschen. Viele machten sich auch Vorwürfe, die Gräber der Eltern und Vorfahren zurückgelassen zu haben. Auf den west- und mitteldeutschen Friedhöfen kündeten bald Inschriften von der ungestillten Sehnsucht nach der Heimat, die die Verstorbenen mit ins Grab genommen hatten: »Fern der geliebten Heimat ruht hier« oder der einfache Zusatz des Heimatortes. Aus einem religiösen Urtrieb strebt der Mensch danach, so der Volkskundler Josef Hanika, in der Heimaterde zur letzten Ruhe gebettet zu werden. Das Grab in fremder Erde ist ohne Trost. Vielen Vertriebenen wird daher heute eine Handvoll Heimaterde, beim Besuch der alten Heimat eingesammelt, mit ins Grab gegeben. Diese Erde soll, dem fremden Boden beigemengt, die Fremde zur Heimat werden lassen, die neue Heimat an die alte binden und den Segen der alten Heimat auf die neue übertragen. So ruht der Tote in der geliebten Heimaterde.

Elend, Hunger und Nissenhütten

Mit der Ankunft im Westen lag das Schlimmste hinter den Vertriebenen, aber ihr Unglück setzte sich fort. Denn die Einheimischen waren keineswegs bereit oder in der Lage, deren schweres Schicksal mitzutragen. Abwehr und Verachtung schlugen ihnen entgegen, und zuweilen ließ man ihnen nicht einmal das Nötigste zukommen. Im Lipper Land titelte die *Freie Presse* 1946 empört: »Soll so die Welt gesunden? Neuer Vertriebenentransport für den Kreis Lemgo – Die Elendsbilder werden immer schrecklicher – Eine böse Saat für die Zukunft«. Und im Emsland hieß es noch lange nach dem Krieg: »Die drei großen Übel, das waren die Wildschweine, die Kartoffelkäfer und die Flüchtlinge.« Die Vertriebenen konnten sich nicht aussuchen, wohin man sie brachte, im Grunde war es auch gleichgültig, denn die meisten wollten ohnehin nur zurück in die Heimat: »Lieber Herrgott, lass uns bald nach Haus, denn in Oldenburg halten wir's nicht länger aus. Wo die Bauern sturer als die Panzer sind, da ist keine Heimat für ein Schlesierkind.«

Für Frauen, die kleine Kinder zu versorgen hatten, war es besonders schwer. Ein Siebenjähriger aus Schlesien, der im Sommer 1946 ins Emsland kam, schrieb 1952 in einem Schulaufsatz: »Ein Lastwagen brachte uns von Lingen nach Gersten. Hier standen wir auf dem Schulplatz. Wir wurden von den Bauern wie Vieh abgeschätzt. Die Bauern nahmen nur die, die arbeiten konnten. So standen dann nur noch mein kleiner Bruder und ich mit meiner Mutter da. Meinen großen Bruder hatte ein Bauer gebrauchen können.« Von Bauern wie Vieh taxiert zu werden, das war für viele Vertriebene die erste Erfahrung im rettenden Westen nach Jahren der Entbehrung und der Gewalt. Katharina Elliger gibt in *Und tief in der Seele das Ferne* ihr erstes Gespräch mit einem westfälischen Bauern folgendermaßen wieder: »Wo kommt ihr denn weck?« Ich fand seine Aussprache lustig. Auf meine Antwort: »Aus Schlesien« schüttelte er den Kopf: »Kalte Heimat, watt? Polacken! Kieschitzki und Co!« Wir waren entsetzt. Mit einem Schlag war uns klar, wofür man uns hielt: dahergelaufenes Pack mit zweifelhafter Herkunft.«

Sudetendeutsche Frauen, die in die kleinen Dörfer Hessens kamen, litten darunter, daß man sie für Hinterwäldler ohne Kultur und Zivilisation hielt. Eine 1940 in Budweis geborene Frau erzählte von ihrer Mutter: »Wir galten als arme Leute, und ich erinnere mich an entwürdigende Szenen. Abends kamen oft die Wirtsleute zu uns ins Zimmer und boten sehr ehrlich und herzlich an: »Wir haben Kartoffelsalat übrig. Bevor wir es den Säuen geben, wollen Sie es nicht haben?« Meine Mutter empfand es als entsetzlich, daß wir sozusagen vor den Säuen rangierten Sie erzählte uns, was für eine feine Familie wir in Budweis gewesen waren, in welchem Wohlstand und Reichtum wir gelebt hatten, wie kostbar ihre Garderobe und ihr Schmuck waren (...). Das gleiche erzählte sie auch den Bauern. Die glaubten es ihr aber wohl nicht. Sie hatte ja keinen Beweis dafür, nicht einmal ein Foto. Sie prägte uns einfach ein, daß das Chaos und Provisorium, in dem wir lebten, etwas Vorübergehendes sei und wir in diese Umgebung nicht hineingehören.«

Häufig ist die Rede von der »Stunde Null«, dem totalen Zusammenbruch Deutschlands und der deutschen Gesellschaft 1945, doch die hat es in Wahrheit nie gegeben. Zwar lag die staatliche Macht nun in den Händen der Sieger, und die Verwaltungen waren in der Tat zusammengebrochen, aber die deutsche Gesellschaft in den Besatzungszonen blieb intakt. Die Menschen gingen, soweit dies möglich war, ihrer gewohnten Arbeit nach, die Familien bewahrten ihren Zusammenhang, die zahllosen Regeln und Normen des menschlichen Miteinanders blieben gültig. In dieser Welt störten die Vertriebenen durch ihre pure Existenz. Denn diejenigen, die glücklich über den Krieg gekommen und ihren Besitz weitestgehend gerettet hatten, sollten nun teilen mit den Habenichtsen, über deren Besitzverhältnisse Erich Kästner gereimt hat:

Ich trag Schuhe ohne Sohlen,
und der Rucksack ist mein Schrank.
meine Möbel hab'n die Polen
und mein Geld die Dresdner Bank.

Wenn die Viehwaggons mit den Vertriebenen in den westlichen Besatzungszonen eintrafen und man die Türen aufsperrte, fielen Tote aus den Wagen – auch zwei Jahre nach Kriegsende noch. Dieser grausame Anblick hat die westdeutsche Nachkriegsgesellschaft tief erschüttert. Die Zeitungen nahmen sich der Sache an; insbesondere die Vertriebenentransporte 513, 514 und 515 aus Schlesien fanden starke Beachtung. Doch schon bald wurden die Überlebenden beschimpft als »Flüchtlingsschweine, Polacken, Rucksackdeutsche, 40-kg-Zigeuner«. Was fremd an ihnen wirkte, was als Abweichung von der eigenen Norm empfunden wurde, nutzte man, um sie herabzusetzen, ferner alles, was in abträglicher Weise auf Flüchtiges hinwies, etwa »feige«, »fliehend«, »nicht sesshaft«, »herumzigeunernd«, »entwurzelt«, »heimatloser Geselle« oder einfach »asozial«. Man nahm die Vertriebenen insgesamt als Unterschicht wahr, die in Baracken wohnte, »faul und arbeitsscheu« war, »dreckig«, »verlaust« lind »voller Flöhe«.

Den so Ausgegrenzten setzte besonders hart zu, daß man ihre Gemeinschaften auseinandergerissen hatte und sie nichts von ihren Angehörigen wußten. Sie waren isoliert, konnten den Verlust nicht verschmerzen und sich den neuen Lebensumständen nicht anpassen. Sie kannten nur ein Ziel: Rückkehr in die Heimat. Als dies in immer weitere Ferne rückte und schließlich unerreichbar wurde, schwand ihr Lebenswille in dem Maße, wie die alte Lebenswelt versank, an die sie sich klammerten. Die Folge war so manche Verzweiflungstat. Am Morgen des Mai 1947 etwa wurde auf einem Bauernhof der bayerischen Gemeinde Sallingberg ein vierzehnjähriges Mädchen vergiftet, seine Mutter mit aufgeschnittenen Pulsadern und die Großmutter erhängt aufgefunden.

Mehr als siebzig Prozent der Vertriebenen und viele der Evakuierten und Ausgebombten, Wohnungslosen, Heimkehrer aus der Kriegsgefangenschaft und andere im übertragenen Sinne Heimatlose und Entwurzelte wurden auf dem Land untergebracht, wo die Kriegsschäden gering waren, so daß man kaum erkennen konnte, wie zerstört, wirtschaftlich zerrüttet und verarmt das Land war. Der Krieg, dessen Opfer sie alle auf unterschiedliche Weise waren, hatte ihnen eine schwere Schuld und schier unlösbare Aufgaben hinterlassen, die es nun gemeinsam zu tragen und zu bewältigen galt.

Das Zusammentreffen von Menschen unterschiedlicher sozialer Herkunft, Konfession und Bildung, die überdies in ihren Wertvorstellungen und ihrem zivilisatorischen Status nicht übereinstimmten, mußte zwangsläufig zu Spannungen führen. Oft kamen beruflich gut ausgebildete und angesehene Stadtbewohner aus Böhmen und Schlesien als Habenichtse in Bauerndörfer. Hier galten sie nichts und hatten nichts zu melden. Neben der Ignoranz der Einheimischen machte ihnen der abrupte soziale Abstieg zu schaffen. Ehemals selbständige Gutsbesitzer und Bauern mußten sich als Knechte und Landarbeiter verdingen, Fachkräfte aus Handel, Handwerk und Industrie sich oft jahrelang als Hilfsarbeiter in der Landwirtschaft durchschlagen.

Millionen Heimatlose standen vor dem Nichts inmitten einer feindlich gesinnten Umwelt, die ihre Besitzstände zu wahren trachtete, und bei den Einheimischen breitete sich Fassungslosigkeit, ja Hysterie aus angesichts der Massen von

Vertriebenen. Die aus der Neumark geflüchtete Eva S. berichtet über ihre Erfahrungen in einem thüringischen Dorf: »Im Sommer hat meine Mutti Brennesseln und Melden – das ist so ein dickblättriges Unkraut – zum Essen gesammelt, weil wir ja sonst nichts hatten. Im Dorf wurde dann gesagt: »jetzt fressen sie uns schon das Gänsefutter weg! Wir haben nichts für unsere kleinen Enten und Gänse.««

Jede Plage, jedes Vergehen kreidete man den Vertriebenen an: Sie hatten das Ungeziefer mitgebracht, sie waren verdächtig, wenn etwas gestohlen worden war. Dass Geschlechtskrankheiten und uneheliche Geburten zunahmen, auch dafür wurden sie verantwortlich gemacht, da diese Entwicklung mit ihrem Eintreffen einsetzte. 1946 wurden in Bayern 39,3 Prozent aller unehelich Geborenen in Gemeinden mit weniger als 2000 Einwohnern registriert, 1950 waren es sogar 43,9 Prozent. Ein sprunghafter Anstieg um das Vierfache ist zwischen 1946 und 1947 auch bei den Scheidungen festzustellen. Obwohl urwiegend die aus den zerbombten Großstädten Evakuierten dies verursachten, schob man alles auf den angeblich verderblichen Lebenswandel der moralisch meist sehr strengen und sehr konservativen ostdeutschen Vertriebenen.

Staatliche und kirchliche Stellen bemühten sich indes mit aller Kraft, die Ankömmlinge unterzubringen und zu versorgen. Der baden-württembergische Innenminister konnte feststellen, »dass weite Kreise unserer badisch-württembergischen Bevölkerung vorbildliche Aufnahmebereitschaft und Opferwilligkeit zeigen«, aber er verschwieg nicht, »dass auch einzelne Fälle von übler Renitenz und unsozialer, ja, unmenschlicher Einstellung von Wohnungs-, Hof- und Hausbesitzern aus verschiedenen Landesteilen berichtet werden. Nicht selten handelt es sich bei diesen Renitenten um Leute, die während des Dritten Reichs nicht laut genug »Heil Hitler« schreien konnten.« Während der SPD-Politiker als Verfolgter des NS-Regimes in erster Linie ehemalige Nationalsozialisten für die Missstände verantwortlich machte, sah sein Kollege, der Arbeitsminister Kohl von der KPD, in den einheimischen Bauern die Übeltäter, die keinerlei Verständnis für die Lage der Vertriebenen aufbrächten. Der evangelische Landesbischof Theophil Wurm enthielt sich dagegen jeglicher Vorwürfe und appellierte an seine württembergischen Landsleute, die »ihrer Existenz beraubten Menschen wirklich nicht als lästige Ausländer aufzunehmen, sondern als Volksgenossen, als Menschen, die uns nahestehen«.

...

Kopie ohne Fußnoten

